

Konkurrierende Zugehörigkeiten. Mittelalterliche Praktiken der Namen- gebung im Vergleich

Einleitung (Gabriela Signori)

Von Adams Benennungen im Paradies (Gen 2, 19-20) bis hin zu den selbst gewählten User-Namen in virtuellen Räumen — heute wie damals sind es zunächst und vor allen anderen Dingen die *N a m e n*, mit denen Menschen sich und andere auf eine bestimmte Zugehörigkeit festlegen oder — zuweilen auch gewaltsam — festzulegen versuchen. Längere Zeit galt das Augenmerk der Mittelalterforschung der im Namen sichtbar gemachten *e t h n i s c h e n* Zugehörigkeit. So etwa das von der DFG geförderte Großprojekt ‚Nomen et gens‘ oder die Vielzahl der

Studien, die sich mit den gentilen Differenzen in der Namengebung von Normannen und Angelsachsen befassen.

Im Verlauf des späteren Mittelalters trat diese ethnische Dimension – so sie je die Bedeutung hatte, die ihr das 19. und 20. Jahrhundert verliehen – allerdings immer mehr in den Hintergrund zugunsten anderer Referenz- und Wertesysteme. Immer mehr Menschen begannen zunächst Bei-, dann immer häufiger auch feste Nachnamen zu tragen. Gerne wird die Entwicklung auf den wachsenden Einfluß des Staates zurückgeführt. Doch dies ist eine eigentümliche Verkürzung eines an sich bemerkenswert vielschichtigen Sachverhaltes.

**Seeing like a state?
Familien, Namen und Familiennamen in
Europa (Christof Rolker)**

Familiennamen sind eine mittelalterliche Innovation. Ein dominantes Modell erklärt ihre Entstehung und Ausbreitung im Laufe des Spätmittelalters sehr ähnlich wie jene Phänomene, die James C. Scott für die Neuzeit als „Seeing like a state“ beschrieben hat. Stabile Familiennamen sind nach dieser Auffassung vor allem dem verwaltungspraktischen Interesse geschuldet, Individuen möglichst eindeutig zu bezeichnen. Dabei wird der Ursprung der Familiennamen in großen Städten mit hoch entwickelten Verwaltungen gesucht, denen kleinere Städte und schließlich der ländliche Raum nachgefolgt seien. Als Beleg hierfür gilt vor allem, dass der jeweils früheste Nachweis von Familiennamen in norditalienischen Großstädten wie Florenz bereits auf das 11. Jahrhundert zu

datieren sei, in Metropolen wie Paris und Köln auf das 12. Jahrhundert, in kleineren Städten hingegen noch einmal deutlich später.

Angesichts der ungleichmäßigen Überlieferung ist diese Konzentration auf den jeweils frühesten Beleg aber methodisch nicht haltbar. Sinnvoller erscheint es, den Grad der Verbreitung dieser Namen in den Blick zu nehmen. Dabei zeigt sich, dass Familiennamen in nordalpinen Mittelstädten weit verbreiteter sind als in den italienischen Großstädten. In Orten wie Ravensburg oder Villingen trugen seit Anfang des 14. Jahrhunderts so gut wie alle Einwohner einen Familiennamen, in Florenz hingegen waren es bis in die Mitte des 17. Jahrhundert nie mehr als Hälfte der Steuerzahler. Die Häufigkeit von Familiennamen im Verwaltungsschriftgut hängt also keineswegs mit der Bevölkerungsgröße und/oder dem

„Entwicklungsstand“ der Verwaltungspraktiken zusammen.

Um die eigene Logik der mittelalterlichen Familiennamen zu verstehen, muss man auf genau jene Praktiken achten, die bislang als „Ausnahmen“ oder „Störungen“ der vermeintlich bekannten Logik von Familiennamen marginalisiert wurden. Solange man mittelalterliche Familiennamen nach den Maßstäben der Bürokratien des 19. Jahrhunderts misst, musste die abwechselnde Nutzung mehrerer Beinamen als Störung erscheinen, die Führung mehrerer Familiennamen als widersinnig, der Wechsel von Namen nach zwei, drei Generationen als Ausdruck eines „unvollkommenen“ Namenssystems. Genau diese Praktiken finden wir aber in großer Zahl.

Multiple und wechselnde Familiennamen entsprachen zwar nicht verwaltungspraktischen

Notwendigkeiten, wohl aber den zeitgenössischen Familienstrukturen. Nicht die eine, lange Kette der Agnaten war es, die durch die unveränderte Weitergabe des Familiennamens in Erinnerung bleiben sollte, sondern unter Umständen ganz andere familiäre Verbände. Insbesondere wurde der Familienname als Ehefrau geführt, also zur Repräsentation der Einheit des Gattenpaares; das bedeutete aber gerade nicht, dass die Frauen den ererbten Familiennamen aufgaben, sondern zwei oder mehr Familiennamen je nach Situation führten. Aber auch Männer führten vergleichsweise häufig mehr als nur einen Familiennamen, nämlich in dem Sinne, dass sie einerseits einen Familiennamen ererbt hatten, aber einen anderen Beinamen an ihre Kinder weitergaben. Familiennamen in diesem Sinne verbanden vergleichsweise kleine und immer wieder wechselnde verwandtschaftliche Gruppen miteinander, wobei das Ehepaar eine größere Rolle spielte als die Kette der Agnaten.

Eine solche Nutzung multipler und wechselnder Namen entsprach den durch Geburt, Heirat, Migration, Tod, Wiederverheiratung usw. immer wieder neu zusammengesetzten Familien, in die der oder die Einzelne sich immer wieder neu einzugliedern hatte. Nicht das „Seeing like a state“, auch nicht die Repräsentation agnatischer Abstammung, sondern die Selbstdarstellung der wechselnden Familienzugehörigkeiten stellte die wichtigste Funktion vormoderner Familiennamen dar.

Namenslisten im spätmittelalterlichen Nürnberg (Karin Czaja)

Nachdem die spanischen Conquistadoren Mitte des 16. Jahrhunderts die Philippinen erobert hatten, machten sie sich daran, die einheimische Bevölkerung in Kategorien zu unterteilen, wobei sie einen Teil der Bevölkerung als „Adel“ erfassten. Diese „Adligen“ kannten sich zuvor nicht, sie sahen einander nicht als *Hidalgos*, sondern als Feinde oder potentielle Sklaven an. Erst die Registrierung durch die Spanier wies dem Einzelnen seine Zugehörigkeit zur Gruppe des Adels zu. Benedict Anderson resümiert dazu in den „Imagined communities“: *Wherever they [the conquistadores] went, hidalgos and esclavos loomed up, who could only be aggregated as such, that is structurally, by an incipient colonial state.*¹

¹Benedict Anderson, *Imagined Communities*, London/ New York 2003, S. 167.

Etwa ein halbes Jahrhundert zuvor, 1521, entstand in Nürnberg mit dem sogenannten Tanzstatut ein Dokument, das in einem völlig anderen Zusammenhang ebenfalls Einblicke in die klassifizierende Tätigkeit von Obrigkeiten gewährt. Dieses vom Rat der Stadt Nürnberg erlassene Statut galt seit seiner Teiledition in den Chroniken der deutschen Städte 1862 als Beleg des endgültigen Abschlusses der Nürnberger Geschlechter gegenüber neuen Familien bzw. umgekehrt als Beweis der Zugehörigkeit der dort aufgelisteten Personen zum Patriziat.² In mehrere Kategorien untergliedert hielt das Statut die Namen derjenigen fest, die das Recht hatten, bei Festen im Rathaus zugegen zu sein. Zugelassen zum Tanz wurden zum einen diejenigen Familien, die im *Rathswahlbuchlein* verzeichnet waren, aber auch Männer, die Frauen aus ratsfähigen Familien geheiratet hatten. Das

²*Die erste Satzung dieser Art in Nürnberg...* in: Die Chroniken der deutschen Städte, Bd. 1: Nürnberg, hg. v. Karl Hegel, Leipzig 1862, S. 216f.

Tanzstatut scheint somit den typischen Fall einer *imagined community* als administrative Innovation darzustellen.³ Ein Blick auf das private Schrifttum der Nürnberger Führungsgruppe läßt hingegen andere Schlußfolgerungen zu:

Seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert zirkulierten in der Nürnberger Oberschicht private Namenslisten, in denen Verwandte und bekannte Mitglieder anderer Geschlechter verzeichnet wurden. Am Anfang stehen die bis ins 16. Jahrhundert vielfach kopierten Listen Ulman Stromers. Auch Christoph Scheurl führte 1519 minutiös Buch, wer bei seiner Hochzeit mit Katharina Fütterer anwesend war. Zu jedem Akt der sich über mehrere Wochen hinziehenden Eheschließung dokumentierte er die Teilnehmer allesamt namentlich.

³Zum Zusammenhang von städtischer Verwaltung und Innovation vgl. Barbara Studer Immenhauser, Verwaltung zwischen Innovation und Tradition. Die Stadt Bern und ihr Untertanengebiet 1250-1550, Ostfildern 2006, S. 4.

In exklusiven städtischen Gesellschaften wie der des spätmittelalterlichen Nürnberg markierten Namen den Einzelnen, banden ihn aber zugleich an das Geschlecht zurück, dem er entstammte. Namenslisten zu kopieren und zu archivieren, in denen sie selbst prominent vertreten waren, war den Geschlechtern ein Anliegen, es dokumentierte ihre politische und gesellschaftliche Bedeutung.

Dasselbe Konzept liegt auch dem Tanzstatut zugrunde, von dem wir ausgegangen sind. Wie es scheint, eignete sich der Rat damit Techniken an, welche die Nürnberger Oberschicht zuvor im „privaten“ Rahmen entwickelt hatte. Zugehörigkeiten, die über längere Zeit in „privaten“ Listen festgeschrieben und in „privaten“ Listen tradiert worden waren, wurden Teil obrigkeitlicher Regulierungspolitik. Die Listenführung war keine Nachahmung obrigkeitlicher Verwaltungspraxis; vielmehr griff die Obrigkeit auf Praktiken zurück, die

im privaten Bereich schon seit mehr als hundert Jahren in Gebrauch waren.

**Namensheilige oder der Wunsch,
himmlisches Bürgerrecht zu erlangen
(Gabriela Signori)**

Am 20. Juni 1496 setzte Maria Zscheckabürlin, eine Tochter der im ausgehenden 15. Jahrhundert reichsten Familie der Stadt Basel vor dem Schöffengericht ihr Testament auf. In der Arenga bat sie „durch Mittel und Verdienst der bitteren Marter, die Christus für die Menschheit erlitten habe“, zusammen mit allen christgläubigen Seelen in die [...] Gemeinschaft der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller auserwählten himmlischen Bürger und Heilige aufgenommen zu werden. Im Wissen darum,

das sie Zeit ihres Lebens alles getan hatte, was man nur tun konnte, um ein guter Mensch zu sein, hoffte sie also – optimistisch – direkt ins Paradies zu gelangen. Dafür appellierte sie an die „allerheiligste Jungfrau Maria“ – ihre Namenspatronin.

Wie Maria Zscheckabürlin an ihren Vornamen gelangt war, wissen wir nicht. Im 15. Jahrhundert war der Taufname Maria in Basel auf jeden Fall nicht verbreitet, wie ein Vergleich mit dem Reichssteueregister aus dem Jahr 1497 zeigt. Ihr Familienname verrät einen romanischen Ursprung. Die Zscheckabürlins stammten aus der Lombardei. In Basel niedergelassen hatten sie sich aber schon im 13. Jahrhundert. Zogen ‚Walche‘ (d. h. Franzosen oder Italiener), in den Norden, wurden ihre Vor- und Nachnamen gerne der heimischen Zunge angepaßt, so daß es aus der Vogelperspektive schwerfällt, „Zuwanderer“ zu identifizieren. Etwas leichter fällt uns die Identifizierung, wenn das romanische ‚Tsch‘

zu Zschampi, Zschan, Zschocka oder eben Zscheckabürilin umgewandelt wird ... und noch leichter fällt es uns, wenn die Betreffenden den Beinamen „der Walch“ führen.

Mobilität kann sich im Namen auf vielfältige Weise bemerkbar machen, nicht nur im Nachnamen, sondern auch im Vornamen. So führt der Taufname Morand, den Marias Ehemann trug, von Basel weg ins benachbarte Elsaß. Ja, Vornamen wie Sebald oder Afra hatten regelrechte Signalfunktion. Alle wußten, daß ihre Träger nicht aus Basel, sondern aus Nürnberg oder Augsburg stammten. Das war nicht immer so gewesen: Christliche Vornamen setzen sich erst im späteren Mittelalter allgemein durch – dies dann allerdings so radikal, daß innerhalb weniger Generationen der Namensstock auf einige wenige Leitnamen schrumpfte: mit dem Resultat, daß im spätmittelalterliche Basel, von dem wir hier ausgegangen sind, fast alle Frauen Elsi, Enneli oder

Margaretha/Greda hießen und fast alle Männer Hans, Heinrich oder Klaus. Das Phänomen ist in ganz Europa zu beobachten. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts diversifizierte sich die Namen wieder und öffneten sich langsam auch auf das Alte Testament. Zugleich intensivierte sich der Bezug zwischen den himmlischen Namensspender und den irdischen Namensträgern. Immer häufiger wurden die Heiligen, deren Namen man trug, zum individuellen Schutzheiligen erkoren und als Schutzheilige gepflegt. Auf dem Diptychon des 23-jährigen Martin von Niewenhove knüpft das Glasfenster den Bezug zum Namensheiligen (Mantelteilung). Weit häufiger wünschten die Auftraggeber aber ein so genanntes Präsentationsbild, ein Bildtypus auf dem der himmlische Fürsprecher seinen Schutzbefohlenen Christus oder Maria empfiehlt, wie Elisabeth van der Meersch und Magdalena Cordier auf der Innen- und Außenseite des rechten Altarflügel, auf dessen

Mitteltafel die Taufe Christi dargestellt ist (Brügge, Groeningenmuseum, um 1502-08). Eine ganz andere Entwicklung zeichnet sich im späteren Mittelalter bei den jüdischen Namen ab.

**The Dialectics of Assimilation”:
Jewish names in late 13th and early 14th
century in German towns (Lilach Assaf)**

A tradition of analysis structured around clear oppositions between segregation and assimilation or a dichotomy between authentic vs. borrowed cultural items has dominated research on medieval German-Jewish history for too long. Instead of forcing binary models on the past, I would like to consider the concept of “the dialectics of assimilation”, suggested by Amos Funkenstein, which conceptualizes a

phenomenon and its seeming opposite at the same time, showing how integration and distinction, identity-construction and assimilation are often different aspects of the very same process. At the centre of my work are names, above all given-names.

There is a famous Talmudic comment, which says that one of the virtues thanks to which the Children of Israel were redeemed from Egypt is that they had not changed their names. This, however, is probably a hidden polemic directed against Hellenistic Jews; the Talmudic sages were not criticizing the name-changing practice itself but rather the attempt to conceal Jewish identity through naming. Yet, this suggests that already at this early stage names were considered not only an important indicator of religious identity and cultural affiliation, but also a tool for (re)shaping identity.

A most valuable source for medieval Jewish names is the *Nuernberger Memorbuch*, which encompasses memorial lists of Jewish victims in pogroms from 1096 to 1349 mostly on German lands. The analysis of name lists from the Memorbuch of Nuremberg comprising Jewish names from the 11th to the 14th century indicates a shift in Jewish naming practices. By late 13th century, the Jewish name-corpus expanded considerably and displayed a marked tendency toward the adoption of German names rather than Hebrew ones and the proliferation of more “secular” names, that is, names neither alluding to figures in Jewish religious history nor having any recognizable religious content. These changes suggest a growing participation and interest in (German) vernacular language and culture. Furthermore, they suggest that this culture became an important component in the formation of Jewish identity in German towns.

Among the new names to appear in the 13th century among Jews, we come across names in the German language, which are at the same time unique Jewish constructs, often unparalleled among Christians. Through the use of old Germanic mechanisms for generating names, a large stock of new names was generated by taking everyday German words and putting two linguistic units together, thus fashioning both an individual name and a complex meaning. Hence, new male names such as Minman, Liebrich and Susskint and female ones like Frohkint and Adelpkint emerged. We even come across a synthesis between Hebrew and German linguistic units as in the case of the female name Rachelgolt. Interestingly, at the time in which Jews generate new names, the model - which they relied on - has been long neglected by Christians.

Coining new names is a clear case of cultural borrowing – a process presupposing competence to

select, adapt, and use the required tools and cultural models for a new synthesis. It is precisely the use of distinctive names coined with borrowed tools that often distinguished medieval German Jews from their Christians neighbours. The names marked the Jews as Jewish, but often in a language – in the wide sense of the term – which Christians could understand. This is a good example of crossing boundaries and affirming them at the same time.

It is often argued that in the mid- and later medieval period German Jewish communities gradually sealed themselves off from their surrounding non-Jewish culture, and that among Ashkenazi Jewry the focus of innovation was religious jurisprudence (*Halakha*) rather than culture at large. However, the development of Jewish onomastics in the late Middle Ages suggests a certain degree of cultural assimilation – not as a passive process of submergence in a dominant culture, but as an active

process of appropriation, of innovatively borrowing tools and procedures to redefine identity.

Unlike the 19th century concept of assimilation, the medieval case does not suggest sameness, but similitude, while remaining different. Thus we are not dealing with borrowing ready-made cultural products such as Christian names, but rather with an adoption of cultural models and unique cultural products such as German Jewish names, based upon them.